

Dornbirner
Abgründe – Wenn
Alpträume
erwachen

Daniela Wetzel

© 2023 Daniela Wetzel

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99139-963-6 (Paperback)

978-3-99139-962-9 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Danksagung	v
Dornbirn in Flammen	6
Goldener Samstag	10
Was war passiert?	47
Hals über Kopf auf die Flucht	52
Die schlimmsten Befürchtungen	58
Geheimnis im Nebel der Ungewissheit	66
Ein Plan, der keiner ist	72
Sehenden Auges dem Höllenfeuer entgegen	81
Bitterböses Erwachen	91
Routenplanung für John	100
Erste Gewissheit vermischt mit fremder Angst	103
Wer sind wir?	114
Talfahrt mit Hindernissen	118
Verborgene Tatsachen	122
Levent	127
Erschütternde Ereignisse	135
Dort, wo einst Zivilisation	139
Ende eines fragwürdigen Lebensstils	147
Wohin führt diese Reise tatsächlich?	151
Entsetzliche Abgründe	161

Trautes Heim	170
Alles vorbestimmt?	175
Ausgelöschte Erinnerungen	178
Hubis Wohlfühl-Oase	192
Rückkehr der Verunsicherung	202
Wach auf, Franzi	204
Flucht in eine Traumwelt voller rosa Wölkchen	209
Schmerzhafter Aufprall in der Realität	212
Nächste Etappe im Nirgendwo	220
Der unbekannte Helfer	224
Alte Wunden	230
Der letzte Vorhang	231

Danksagung

Ich bedanke mich hiermit bei allen fleißigen und motivierten Probelesern, die mir wichtige Inputs für die Entwicklung meines Erstlingswerks gegeben haben.

Ein spezieller Dank gilt außerdem meinem Mann, der mich stets zur Umsetzung meines Schreibprojekts motiviert hat und mir während der gesamten Zeit unterstützend zur Seite gestanden ist.

Weiters ist es mir ein besonderes Anliegen, mich für die hilfreichen Tipps in Bezug auf die Veröffentlichung meines Buches bei Guntram Zoppel zu bedanken. Ebenso ergeht an dieser Stelle ein Dank an meinen Bekannten, der den Kontakt zu Guntram hergestellt hat.

Last but not least bedanke ich mich auch herzlichst bei meiner Lektorin Sabrina Lerchbacher. Sie hat es mit dem nötigen Fingerspitzengefühl ermöglicht, dass ich meinem Werk noch den letzten Feinschliff geben konnte und somit nun mit der Veröffentlichung meines ersten Romans einen langgehegten Traum von mir verwirklichen konnte.

Dornbirn in Flammen

Mit letzter Kraft, vor Schmerz brennenden Waden und einem bedenklich gegen die Brust trommelnden Herzen rettete sich Maria bis zur weiß gestrichenen Wand der Kirche am Marktplatz. Der raue Verputz riss die Haut ihrer Finger blutig auf. Der Wettstreit zwischen ihrem Atem und ihrem Puls um das rasanteste Tempo in ihrem Körper war noch nicht entschieden. Es schien aber, als würde einer der beiden kurz vor der Ziellinie in totaler Erschöpfung zusammenbrechen und jeden Moment regungslos liegenbleiben. Jeder der rasenden Atemzüge kratzte ätzend Marias Rachen entlang, sobald sie die glühend heiße Luft einatmete. Ein beißender Geruch stieg in ihre Nase, den sie nicht eindeutig identifizieren konnte. Es war wie eine Mischung aus verbranntem Gummi und frisch Erbrochenem. Angespannt rieb sie ihren blutverschmierten Handrücken. Es gab noch keinen Anlass, die innerliche Aufregung abflachen zu lassen. Der gruselige Typ mit den verfaulten, braunen Zahnruinen und dem bohrenden Blick war trotz Marias verzweifelten Sprints nur wenige Schritte entfernt.

Hinter einem Mann mit fettigen, schwarzen Strähnen, zerrissenem Anzug und völlig verdrecktem Karo-Hemd stand eine Mülltonne in Flammen. Selbst der sonst farbenfrohe Blumenschmuck, der das Wahrzeichen des Marktplatzes in den Sommermonaten zierte, war zu einem schwarz-braunen »Etwas« verkommen. Aus dem Wasser des Martinsbrunnens ragte indes nur noch ein schäbiger Stumpfen. Maria erkannte die Überreste der historischen Fassade des Johann-Luger-Hauses. Der malerische kleine Eckturm mit dem geschwungenen Helmdach war eingestürzt. Unter dem Giebel des Rheintalhauses war zwar noch die aufgemalte Sonne zu erkennen, jedoch war sie von mörderischen Flammen umzingelt, die aus allen Fenstern loderten. An die Stelle der vielen kleinen Tische vor dem Café Steinhauser war ein kohlschwarzer Krater getreten. Bestimmt groß genug, um drei oder vier Kleinwagen zu verschlingen.

Auch das historische Gemäuer des Stadtarchivs schräg gegenüber lag in Trümmern. Davor türmten sich Schutt, Teile eines komplett ausgebrannten Marktstands sowie mehrere verkohlte Gerippe von Sonnenschirmen und Gartenmöbeln.

Wo war sie da nur hineingeraten?

Maria presste ihre Hände auf die Lippen und versuchte verkrampft, jeglichen Laut zu unterdrücken. Dies gelang jedoch nur mäßig erfolgreich. Die Kreatur wandte seine grauenhaft entstellte Visage nun exakt in Marias Richtung. Er konnte sie in der Dunkelheit nur schemenhaft erkennen. Zu dieser unchristlichen Uhrzeit hielt sich keine Menschenseele mehr in der Dornbirner Innenstadt auf, daher genügte diese Ahnung und er beschleunigte seine Schritte. Der schlaksige Mann näherte sich schnell und schlug Maria blitzartig in die Flucht. Für Maria fühlte es sich nicht »blitzartig« genug an. Nach dem langen Wettlauf gegen die Zeit war jeder Schritt für sie so anstrengend, als steckten ihre nackten Füße in schlammigem Moorboden. Ihre stetig wachsende Angst steigerte sich nun zu verzweifelter Panik, welcher sie nicht mehr entfliehen konnte.

Ein Gefühl der Ohnmacht ergriff Besitz von ihr. Sie versuchte mit letzter Kraft, hinter die Ruine des »Roten Hauses« zu gelangen, welches nur noch als Trümmerhaufen mit schwarz versengten Holzbalken vor ihr lag. Ihr Körper war längst im blutrot flackernden Low-battery-Bereich angelangt. Gleich würde der »Goodbye« Schriftzug auf ihrem Display erscheinen, bevor ihr Körper jegliche lebenserhaltende Funktion herunterfährt. Während ihre fleischliche Hülle ergeben nach der weißen Kapitulationsflagge suchte, wehrte sich ihr Geist noch mit aller Kraft gegen das augenscheinlich Unvermeidliche. Schon streckte diese Geisterbahn-Figur die kreidebleichen Finger nach ihrer flatternden Regenjacke aus.

In Schock-Trance startete Maria eine gefühlte Ewigkeit auf die hellblau hervorstehenden Venen und unzähligen Knorpel der furchterregenden Pranken. Sie versuchte die letzte heilbringende Tür zur erhofften Rettung mit einem spitzen Schrei aufzustoßen. Doch alles, was ihren Mund verließ, war ein verzweifertes Wimmern. Den eigentlichen Zweck, nämlich das Erregen von Aufmerksamkeit in der naheliegenden Umgebung des kleinen Stadtparks hinter den Büschen und Sträuchern, verfehlte dieses klägliche Ächzen leider.

Schweißtropfen kleisterten den Pullover an ihre Haut, trotzdem fror sie. Jegliche Wärme schien aus ihrem Körper gewichen zu sein. War sie schon tot? Selbst die Annahme ihres gegenwärtigen Ablebens hielt sie nicht von zumindest einem zweiten Versuch zu schreien ab. Wieder war es nur ein Winseln, das diesmal wie durch Klebeband auf ihren Lippen gedämpft wurde.

Pure Verzweiflung überkam sie erneut, als sie bemerkte, dass ihre Zunge offenbar irreparable Lähmungserscheinungen davongetragen hatte. Ihr ganzer Körper schüttelte sich angewidert beim Blick in die viel zu tief in den Höhlen liegenden Augäpfel im von gespenstischen Furchen und dicken Narben durchsetzten Gesicht ihres Angreifers. Er war nun so nahe, dass sie seinen bestialischen Mundgeruch deutlich roch. Brechreiz machte sich breit und sie spürte, wie sich der Speichel bereits in ihrem Mund sammelte. Sein Atem stank nach faulen Eiern, die schon ein Eigenleben führten und fast zu laufen begannen. Maria hörte, wie das Monster wie ein Pferd mit den Füßen im Kies des Gehweges scharrte, während seine blutunterlaufenen Augen gierig ihren Hals fixierten. Sie konnte jedes einzelne rote Äderchen in seinen starrenden Augen erkennen. Anstelle schwarzer Pupillen sah sie zwei weiße Kreise. So grell, als würden Scheinwerfer in ihr Gesicht leuchten. Maria war wie hypnotisiert, so etwas hatte sie noch nie gesehen. Sie konnte den Blick nicht von diesem unheimlichen Leuchten abwenden. Sie fühlte sich, als würde dieser mysteriöse Schein sie jeden Moment aufsaugen.

Plötzlich durchfuhr Maria der Gedanke, dass dieses abstruse Schauspiel einfach nicht der Realität entsprechen konnte. Es war alles zu surreal. Sie fasste einen Plan: Schnellstmöglich aus diesem Albtraum aufwachen! Sie schüttelte sich so kräftig wie nur möglich. Und sie würde so lange schreien, bis sie sich in ihr Bett zurück geschrien hätte. Das funktionierte im Normalfall immer. Es kümmerte sie nicht, dass ihre seltsamen Bewegungen bestimmt äußerst unbeholfen aussahen, sollte es doch kein Traum sein. In diesem Fall hätte ohnehin ihr letztes Stündchen geschlagen und vor dem großen Abgang durfte man bedenkenlos dumm aus der Wäsche schauen.

Das große Zappeln ging also weiter. Langsam mehrten sich aber Zweifel an ihrer Traum-Theorie. Doch halt, da war etwas! Das war doch ihr Schlafzimmer im Blitzlicht? Ein unfassbar starker Sog zog sie fortwährend in diese Horrorshow zurück. Da, schon wieder! Was war da? Weitermachen, immer weiter wackeln, schütteln, drehen, springen und vor allem diese seltsamen Äh-, Uh- und Eh-Laute ausstoßen. Langsam schien es zu wirken. Gab es doch ein Entkommen aus dieser furchtbaren Situation? Aber wieder und wieder wurde das rettende Bild der dunkelroten Bettwäsche mit dem schwarz-gelben Drachen ihren Augen brutal entrissen. Die ekelhafte Fratze grunzte erneut in ihr Gesicht, während sich seine spitze Krallen mit dicken, gelben Fingernägeln immer tiefer in ihre Haut bohrten. Der Gesichtsausdruck dieses Ungeheuers lag zwischen lüstern, affig und verachtend. Schlichtweg widerlich! Noch einmal um die eigene Achse drehen und dabei mit letzter Kraft und sämtlichen Extremitäten den bewährten Idiotentanz vollführen. Los gehts – komm schon! Grrr, Brrr, Aahhh ...

Goldener Samstag

... Bumm! Tatsächlich, sie hatte es geschafft! Erleichtert, aber ziemlich benommen stellte Maria fest, dass sie ihr Bett einmal mehr zurückerobert hatte. Wie schon so oft hatte sie in der Nacht halbe Lebensgeschichten und ewig erscheinende Psychothriller durchlebt. Obwohl diese im Moment allesamt absolut real erschienen, merkte sie spätestens beim Aufwachen, wie sinnfrei, abstrakt und absonderlich sie waren. Oft stieg Maria die Schamröte ins Gesicht, wenn sie feststellte, welche kranken Gespinste ihr Hirn im Dunkel der Nacht gewoben hatte. Das eben Erlebte war der Showdown einer unübersichtlichen Irrfahrt durch die wohl staubigsten Ecken ihrer Psyche. Niemand wollte genau wissen, was in diesen versteckten Sektoren des Gehirns alles an Schund für den nächsten grauenhaften Albtraum schlummerte. Dennoch drängten sich gerade diese Elemente ungefragt und detailverliebt Nacht für Nacht ins Rampenlicht.

Mit einem Kopfschütteln erhob sie sich aus ihrer zusammengekauerten Schlafposition. Sie wollte diese verrückte Traumwelt mit dem Start in den realen Tag endgültig hinter sich lassen. Neben ihr lag Marc, ihr Freund. Er hatte von Marias Traum-Odyssee offenbar nichts mitbekommen. Er schlief tief und fest und hatte wohl auch die seltsamen Laute nicht gehört, die sie bestimmt von sich gegeben hatte.

Es war schön, ihn unversehrt und gesund zu sehen. Oft hatte Maria schon allerhand entsetzliche Dinge, wie Krankheiten, Entstellungen und den Tod ihres Liebsten, in ihren Träumen erlebt. Nach solchen Katastrophenszenarien war die Erleichterung beim Anblick ihres selig schlafenden Freundes stets unermesslich.

Doch jetzt hieß es zunächst, die Gedanken neu zu ordnen.

Heute war Samstag, zweifelsohne der schönste aller Wochentage. Das bestätigte sich für Maria Woche für Woche neu. Dieser Umstand würde sich auch nicht so schnell ändern. Ein Büro-Job mit klassischer Fünftageswoche, bei dem jemand auf einmal den Montag zum Lieblingstag erklärte, musste definitiv erst erfunden werden. Und Maria bezweifelte stark, dass es Menschen mit noch größerem Erfindergeist gab als Thomas Alva Edison, Alexander Graham Bell und die Gebrüder Wright. Oder gar die Sumerer, die zirka 2000 bis 3000 Jahre vor Christi mit dem Bier zweifelsohne die historisch wertvollste Erfindung auf den Weg gebracht hatten. Für die Erfindung eines »perfekten Jobs« reichte wohl das innovative Denken aller Superhirne zusammen nicht aus. Somit blieb der Samstag, als einziger Tag, an dem man als Büromensch zu Ehren der Sumerer ungeniert sowohl zum Früh- als auch Dämmerstapfen gehen konnte, Marias unangefochtene Nummer Eins der Wochentags-Hitparade.

Apropos Frühschoppen, heute war Hüttengaudi angesagt. Rolands Geburtstagsfeier stand endlich am Programm. Marc und Maria waren auf eine Anhöhe oberhalb der Alpe Schwende in eine urige Hütte eingeladen, um dort den Geburtstag ihres gemeinsamen Freundes zu feiern. Darauf freute Maria sich schon die ganze Woche! Rund dreißig Leute wurden erwartet, für das leibliche Wohl war bestens gesorgt und es gab dort ausreichend Übernachtungsmöglichkeiten. Einem bahnbrechenden Party-Spaß stand nichts mehr im Wege.

Mit fröhlichen Gedanken über die heutige Tagesgestaltung beugte sich Maria zu Marc, küsste ihn sanft auf die Stirn und strich ihm dabei seine blonden, glatten Haare, die bis zur Mitte seiner Stirn reichten, aus dem Gesicht. Ihr Traumprinz blinzelte ihr mit einzigartigen, grünblauen Augen verschlafen entgegen. Wenn Marc müde war, stachen die blauen Farbakzente seiner Iris noch viel deutlicher hervor. Manchmal währte sie sich beim Blick in seine Augen an einem weißen Sandstrand mit Aussicht auf unvorstellbare Weiten des blau glänzenden Ozeans.

Genau wie beim Blick auf den endlosen Horizont konnte sie sich vollends in Marcs Augen verlieren. Sie spiegelten für sie aufregende Abenteuer und gleichermaßen wohlige Geborgenheit wider. Marc verkörperte eine märchenhaft glitzernde Einhornwelt und die faktenbasierte Realität in einem Paket. Mit ihm konnte sie zwischen Wattebauschwolken in realitätsfernen Kindheitsfantasien schweben, aber genauso ernste Dinge besprechen und wieder auf den Boden der Tatsachen zurückkommen, bevor ein unsanfter Aufprall drohte.

Marc war Marias perfekter Gegenpart. Er brachte die Unbekümmertheit mit, die ihr zumeist fehlte. Er stand für Humor und Frohsinn gepaart mit unbändigem Optimismus. Sie machte sich zu viele Gedanken über alle möglichen und unmöglichen Dinge und dachte dabei öfter im Kreis, als sich die Erde seit ihrer Entstehung um die eigene Achse gedreht hatte. Marc schaffte es stets, sie durch seine Lockerheit mit einem Ruck aus dieser seelischen Beklommenheit herauszuziehen. Seine charakterliche Vielfalt spiegelte sich auf faszinierende Weise in seinem funkelnden Blick wider. Maria entdeckte jedes Mal neue Details.

Gerade, als sie im Begriff war, sich emotional in den fantastischen Ozean zu werfen, der lockend vor ihr glitzerte, zog Marc sie mit einem Murren unter die Bettdecke. Nervensägezeit war angesagt. Marc begann, Maria an allen möglichen Körperstellen zu zwicken. Nur nicht da, wo es womöglich angenehm gewesen wäre. Das Kitzeln und Blödeln endete in einer liebevolleren Kuss-Attacke, die zumindest einen Teil der vorangegangenen Neckereien wiedergutmachte. Nun war Maria wenigstens frisch wachgerüttelt und bereit für den anbrechenden Tag.

Endlich fühlte sie sich so richtig wohl. Maria ging zum Schlafzimmerfenster, schob das mit weißen Trompetenblumen bedruckte Plissee nach oben und öffnete den Fensterflügel.

Sie atmete tief ein, als eine frische Brise ihr Gesicht streichelte.

Sofort vernahm sie den süßlich-lieblichen Duft der frisch aufgeblühten Narzissen, Krokusse, Stiefmütterchen und Veilchen in der Wiese vor ihr. Ihr bot sich ein fröhlich leuchtendes Farbenspiel aus blauen, gelben, weißen und roten Farbtupfen. Unüberhörbar zwitscherten Blaumeise und Buchfink um die Wette, während der Buntspecht zum Gesang seiner Kollegen kurz den Takt eintrommelte. Die Sonne strahlte und nur in der Ferne verirrteten sich ein paar vereinzelte, kleine Schäfchenwolken in das Blau des Bilderbuch-Himmels. Sie versuchte den Moment mit allen Sinnen einzusaugen. Am liebsten hätte sie ihn eingefangen und vakuumiert, sodass er ihr nie mehr abhanden kam. Immer, wenn sie ihn brauchte, könnte sie ihn frisch aus der sicher verschlossenen Verpackung holen. Der Anblick vor dem Fenster hatte rein gar nichts mit dem düsteren, tiefschwarzen Endzeitszenario ihres Traumes gemein. Es passte zu Maria. Selbst jetzt konnte sie sich nicht ganz von diesen negativen Bildern der Nacht lösen, obwohl schon längst klar war, dass es nur ein irrsinniger Traum gewesen war. Und dennoch, ihr Gehirn liebte es, sich ständig in Labyrinthen aus übertriebenen Ängsten zu verlieren.

Dieses Gefühl war die hektische Negativ-Variante des tiefenentspannten Treibenlassens in Marcs Augen-Ozean. Maria war ein richtiger Angsthase. Ein klassischer Hosenscheißer, wie er im Buche stand. Schon als Kind hatte sie massive Probleme. Sie bekam panische Schnappatmung, sobald es dunkel war und konnte daher nie ohne Licht im Zimmer einschlafen. Und als wäre das nicht schon genug, wurde sie zeitweise hysterisch, wenn sie im Malunterricht ein Bild mit Buntstiften malen sollte. Sie brach auch manchmal in Heulkrämpfe aus, wenn sie etwas Farbigen anziehen sollte. Dann wurde sie wütend und versuchte, die Kleidung zu zerreißen oder mit der Schere zu zerschneiden. Einfach nur aufgrund dieser völlig willkürlichen, erdrückenden Angstzustände.

Marias damalige Verhaltensauffälligkeit nannte sich Chromatophobie, die Angst vor Farben, wie sie später erfuhr, und war nur eine von vielen.

Da waren auch noch Angststörungen, wie zum Beispiel die Podophobie, die Angst vor Füßen, und eben die Lygophobie, ihre Angst vor der Dunkelheit.

Für die Angst vor Alf, dem Serien-Außerirdischen in Form eines braunen Stofftiers, gab es offenbar keinen medizinischen Fachbegriff. Maria nannte sie daher laienhaft einfach »Alfophobie«. Klaustrophobie und Höhenangst konnte schließlich jeder. Marias Auswüchse waren da schon etwas origineller. Sie hätte zu jener Zeit einen ganzen Zoo voller exotischer Phobien eröffnen können.

Sie war also immer schon der Inbegriff des fleischgewordenen Angstzustandes. Manche der außergewöhnlichsten Ängste, wie etwa dieses »Farbending« oder die Panik vor Alf trieben zum Glück nur über den beschränkten Zeitraum einiger Monate Wildwuchs in Marias Psyche. Zahlreiche Therapiesitzungen ließen diese kurzfristig aufgetretenen Auffälligkeiten schnell wieder unter ihrer zartbesaiteten Oberfläche verschwinden. Man stempelte ihr Verhalten letztlich als harmlose Irritationen ab. Von wegen »als Kind ist man viel mutiger und traut sich mehr als im Erwachsenenalter« oder »als Kind macht man sich noch nicht so viele Gedanken«. Wenn es nach Maria ging, waren das nur Bullshit-Mythen, die man sich über das Kindsein erzählte. Man könnte sie auch als gesellschaftsfähige Lügen bezeichnen.

Maria konnte mit der Zeit ihre Kindheitsängste auf ein bezähmbares Ausmaß drosseln. Sie fand sich mittlerweile sogar im Dunkeln ohne weiteres zurecht. Der rote Knopf für den Schnellvorlauf zum »Ich-habe-Angst-ich-will-nachhause-Modus« war ihr aber bis heute geblieben. Diese Funktion konnte auch wahlweise durch den »Oh-mein-Gott-wir-werden-alle-sterben-Gefühlsstatus« ersetzt werden. Bei der kleinsten Abweichung von ihrem gewohnten, harmonischen Ablauf löste sich die Schraube des Hysterie-Druckkochtopfs in ihrem Kopf ungeahnt schnell.

Angesichts ihrer Kindheit konnte man jedoch durchaus sagen, dass sich ihre Psyche seither bewundernswert stabilisiert hatte.

Ihre Gedanken waren abgeschweift, mal wieder. Doch jetzt galt ihre Aufmerksamkeit wieder ganz der heutigen Tagesplanung.

Zuerst frühstücken und dann ab ins Badezimmer. Maria war zuerst an der Reihe. Das großangelegte Make-Over für den heutigen Tag sollte schließlich seinen Lauf nehmen. Nach dem Ausziehen kam das gewohnte, bissig-kritische »Bodychecking« vor dem großen Ganzkörperspiegel an der beige-weiß gefliesten Wand.

»Tja, wo soll ich anfangen?«, fragte sich Maria leicht resigniert beim Anblick ihres Körpers. »Bauch einziehen allein bringts nicht mehr so wirklich«, fiel ihr als erstes auf. Der ungute Speck um den Bauchnabel zeichnete sich auch mit angehaltenem Atem noch ab. Außerdem belog sie sich sowieso selbst, wenn sie immer mit eingezogenem Bauch vor dem Spiegel stand, nur um sich einreden zu können, es wäre noch nicht so schlimm und die Pizza, das Tiramisu sowie eine Tafel Schokolade vor dem Fernseher würden sich noch locker ausgehen.

Mit einem tiefen Seufzer schweifte ihr Blick weiter zu den ebenso ungeliebten BH-Pölsterchen unter den Achseln, die schonungslos über den Rand ihres roten BH quollen. Das Anspannen der kaum vorhandenen Armmuskulatur brachte auch keine Verbesserung. »Schauderhaft«, murmelte sie vor sich hin, bevor sie sich ihren Hintern vornahm. Ebenfalls eine wenig stimmungserhellende Angelegenheit. »Da sind schon wieder zwei neue Dellen auf der Seite dazugekommen«, bemerkte sie im Stillen. Irgendwie erinnerte sie ihr Allerwerterster immer mehr an eine buckelige Mondlandschaft. Der blasse Farbteint passte geradezu wie der Deckel auf den Topf.

Die beinharte Musterung inklusive vernichtender Urteile wurde im Gesicht fortgesetzt. Maria trat näher an den Spiegel, um ja keine Widerlichkeit zu übersehen.

»So ein Scheiß!«, entfuhr es ihr in einer Lautstärke, die sie selbst überraschte. Ihr Entsetzen war einem offenbar neuen entstandenen kleinen, braunen Fleck über dem rechten Wangenknochen geschuldet. Panisch rubbelte sie an dem Fleck, als ob er sich wie ein kleiner Dreckpopel wegwischen ließe.

»Na toll, jetzt bin ich bald die Vera Russwurm der Wangenknochen«, schimpfte Maria. Sie war der Verzweiflung nahe.

»Und da oben auf der Stirn, da sind doch schon wieder zwei oder drei neue Fältchen dazugekommen! Mist, ich bin doch noch gar nicht so alt. Bald schaue ich aus wie meine Oma, viel fehlt nicht mehr! Kein Wunder, dass mich niemand mehr jünger schätzt«, dachte Maria.

Jetzt schätzte jeder ihr Alter genau richtig, was in Wahrheit aber bedeutete – und das wussten alle, denn es war ein ungeschriebenes Gesetz –, dass sie eigentlich um einiges älter aussah. Ausnahmslos jeder zog von der wahren Schätzung gerade bei einer Frau normalerweise ein paar Jahre aus Höflichkeit ab.

»Besten Dank auch«, stellte Maria fest und merkte dabei, dass sie immer mehr in Rage geriet.

Ein Blick auf ihr Haupt steigerte ihre Stimmungslage auch nicht, als sie kurz darauf ihre störrischen, roten Borsten auf dem Kopf betrachtete.

»Tja Maria, heute gibt es leider kein Foto für dich«, öffte Maria den berühmten Du-bist-raus-Ausspruch von Heidi Klum in der Model-Casting-Serie »Germany's next topmodel« genervt nach.

Betrübt entledigte sie sich ihres Stringangas sowie des BH und stieg in die Dusche. Während des Einseifens sah sie nochmals mitleidsvoll an ihrem Körper hinab und verspürte plötzlich eine seltsame Erregung.

Irgendwie hatte sie das Gefühl, ihren leidigen Körper für die vorangegangene Erniedrigung vor dem Spiegel entschädigen oder zumindest trösten zu müssen. So glitten ihre Finger langsam zwischen ihre Beine, während das Wasser aus dem Duschkopf prasselte.

Ihre Schamlippen waren erregt angeschwollen und als sie ihre Klitoris mit dem Finger berührte, spürte sie, wie feucht sie auch ohne Zutun des Duschwassers war.

Sie spürte ein bebendes Gefühl im gesamten Unterleib, während sie ihre Finger immer schneller bewegte und ihre erstaunlich feuchte Vagina unter den Bewegungen leise Schmatzlaute von sich gab. Als sie den Finger lustvoll in sich einführte, spürte sie den Rausch der Erregung in voller Ausprägung. Es dauerte nicht lange, bis es zur Gefühlsexplosion kam und ihr ganzer Körper unter dem wohligen Kribbeln zusammensuckte. Sie stöhnte kurz auf.

Mit einem leisen Schamgefühl verließ sie wenig später die Dusche und zog sich an, als wäre nichts passiert.

»Also machen wir das Beste daraus«, dachte Maria und nahm ihr Make-up in die Hand.

Der hellbraune Fleck am Dekolleté, welcher vielleicht als Altersfleck entlarvt werden könnte, und der Ansatz eines möglichen Damenbarts über der Oberlippe waren rasch kaschiert. Am Ende legte sie den Rouge-Pinsel zur Seite und betrachtete das Ergebnis ihrer Altbausanierung dann doch mit einem anerkennenden, sanften, ja fast versöhnlichen Nicken und verließ das Badezimmer. Es konnte losgehen!

Frisch gewaschen und gekämmt stiegen Maria und Marc also wenig später ins Auto. Mit Sonnenbrille bewaffnet und in ihr rotes Lieblingskleid gehüllt, genoss Maria fast schon andächtig das Bergpanorama auf der Fahrt zur Hütte. Sie musste sich wieder einmal zu Gemüte führen, was für ein unbeschreiblich schönes Land es war, in dem sie leben durfte. »Wohnen, wo andere Urlaub machen« war nicht nur eine leere Marketingfloskel der Immobilienberater. Es war schon so, dass man das Schöne vor der Tür oftmals gar nicht mehr sah, weil man sich im Alltag keine Zeit dafür nahm. Umso mehr sollte man jeden Atemzug in der Natur inhalieren.

Hier in Vorarlberg hatte sie alles, was sie brauchte. Dornbirn war als zehntgrößte Stadt Österreichs nicht zu groß und nicht zu klein. Auch wenn sie sich manchmal etwas weniger Regenwetter am Wochenende wünschte, war diese Region eigentlich doch auffallend geschützt, was Wetterkapriolen betraf. Im Vergleich zu anderen österreichischen Bundesländern blieb Vorarlberg zumeist von größeren Unwetterkatastrophen verschont.

»Wie dankbar ich doch sein muss, dass ich Glückspilz ausgerechnet in diese Gegend hineingeboren wurde«, schwirrte ein Gedankenschwall durch Marias Oberstübchen. »Aber auch, wenn man in einer unwirtlicheren Umgebung aufwächst, ist es einem möglicherweise gar nicht bewusst, dass diese für Fremde derart schlimm erscheint. Zumindest nicht in jeder Situation. Von manchen Einwohnern ärmerer Länder könnten wir Wohlstands-Snobs uns getrost eine Scheibe abschneiden! Gerade was Genügsamkeit, Zufriedenheit und Zusammenhalt betrifft. Wir haben uns über die Jahrzehnte zu verwöhnten Individuen entwickelt, die sich allesamt nur auf ihren eigenen Erfolg konzentrieren, wie auch immer dieser definiert sein mag.«

»Der Mensch hetzt von einer Aufgabe zur anderen und vergisst dabei, zu leben. Leben bedeutet, das Genießen und Innehalten nicht zu verlernen, denn der wahre Luxus ist die Zeit und nicht das Geld. Und auch wenn für den letzten Satz mindestens drei Euro ins Phrasenschwein geworfen werden sollten, entsprach er doch der Wahrheit. Im Hier und Jetzt ist es essenziell, frei zu sein und selbstbestimmt leben zu können. Bloß nicht auf jemanden angewiesen sein.«

Nur allzu oft vergaß man dabei wie wichtig das Wir-Verständnis in einer Gesellschaft war. Jeder wollte stark und unabhängig sein – wer bremst verliert – und der Gemeinschaftsgedanke wurde getrost hintangestellt.

Höher, schneller, weiter! Das sind die universellen Schlüsselworte des heutigen Lebens. Darüberhinaus sah es eher wortkarg aus, was andere Werte betraf.

Es war alles andere als eine vielversprechende Richtung für die Zukunft, in welche sich die moderne Gesellschaft moralisch entwickelte. Doch konnte sich Maria aus dieser Gesellschaftsvariante, gesteuert von einem Bösewicht namens Kapitalismus ausklammern? Mitnichten, natürlich lief auch sie emsig in diesem Hamsterrad mit.

Aber könnte man sich tatsächlich dauerhaft dagegen verwehren?

»Um dieses Leben richtig einordnen zu können, müsste man schon das große Ganze betrachten und mehr in die Tiefe gehen«, dachte Maria.

Die Denkweise des Menschen, er wäre der unverzichtbare Dreh- und Angelpunkt, der den Planeten nach Belieben lenken konnte, war schon wahnsinnig anmaßend, um nicht zu sagen völlig realitätsfern.

»Sollten wir uns nicht lieber höheren Mächten, wie der Natur, dankbar zeigen und unsere Bedürfnisse dem Reich der Flora und Fauna respektvoll unterordnen?«

Doch wäre es wirklich so erfüllend, ein Aussteiger zu sein, so wie sie sich das manchmal ausmalte? Oder wäre am Ende doch der Verzicht auf die bekannte Lebensform zu groß? Wahrscheinlich das Zweite, für alles andere wäre sie ohnehin zu feig.

So schweifte Maria während der Autofahrt schon wieder in eine Vielzahl philosophischer und weniger philosophischer Gedanken ab. Sie beobachtete das saftige Grün der Wälder und Wiesen des Hügellandes rund um das Bergdorf Kehlegg, Dornbirns Hausberg, den Karren, sowie die imposanten, schroffen Bergspitzen des Bregenzerwaldgebirges mit majestätisch weißen Schneekronen im Hintergrund. Er war schon fast kitschig, dieser schöne Anblick.

Sie fuhren im Schrittempo den steilen Schotterweg entlang in Richtung Fohramoos und bogen schon zu den schmalen Parkplätzen neben der Hütte ein. Es war an der Zeit, aus den Tagträumen zu erwachen. Jetzt ging es ans Eingemachte.

Die ersten Gäste sonnten sich schon mit einem Bier in der Hand auf den Liegestühlen. Überall sah Maria bekannte Gesichter, die ihr und Marc gleich erfreut zuprosteten und mit wedelnden Handbewegungen zeigten, dass sich die beiden schleunigst dazugesellen sollten. Schon durch die geschlossene Autotür nahm sie den Bass der Boxen wahr, die am oberen Holzbalkon der Hütte befestigt waren.

Ace of Base gaben gerade einen ihrer größten Hits aus den goldenen neunziger Jahren zum Besten. Während der Refrain von »The Sign« gerade alle anwesenden Ohrenpaare beschallte, gesellte sich Maria zu den Jungs, die es sich neben dem kleinen Brunnen auf den Liegestühlen gemütlich gemacht hatten.

Der ultimative Sommergeruch von Grillfleisch und Holzkohle war betörend. Wie die Geräusche der Heckentrimmer und Rasenmäher oder der Geruch von frisch gemähtem Rasen gehörte auch dieser Duft definitiv zu den Top Ten Appetizern für den anstehenden Sommer. Was für ein genialer Frühsommertag! Angenehme dreiundzwanzig Grad, jene Temperatur, die sich viele das ganze Jahr über wünschen würden. Aber es war erst April und es war wie jedes Jahr anzunehmen, dass dieses frühlingshafte Wohlfühlwetter schneller als gedacht von der großen, schwülen Sommerhitze abgelöst würde.

John riss Maria aus ihren Gedanken, indem er ihr eine Flasche Mohrenbräu Spezial entgegenstreckte und gleichzeitig mit seiner Flasche anstieß, sodass die Hülsen fröhlich klirrten.

»Hey, was geht, Mary?«, fragte er fast singend.

»Alles gechillt«, antwortete sie salopp mit einem Fingerschnippen.